

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Ne. 108 Mittwoch, den 26. Mai 1930

## Aus eigener Kraft.

Roman von  
F. Köt.

(12. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

„Ist es das, was sein Verstummen sagt, was seine Augen reden, was sie glauben möchte? — Was sie glaubt — ihm glaubt, trotz der Stimme, die da heimlich flüstern willt — Ihm ist's ein Spiel. Augenblidsstimmung, nichts weiter, und dir wird's Lebensschicksal werden.“

Warten — auch das Glas kann sich einer herbeiwarten, wenn er's nur mit ganzer Inbrunst tut. —

In seiner Hand liegt plötzlich die Uhr, und er hält sie mit fester Hand und schweigt.

Und mit ihrer Hand in der seinen beginnen sie wieder zu wandern, und von neuem beginnt der Wald zu reden, weht die Sonne in dem grünen Dämmer goldene Wunder Ihre Stimmen sind ganz leise, und doch sprechen sie nur von Wichtigkeiten und von dem, was ihre Augen um sich sehen.

Sie machen einen weiten Weg und merken es nicht. Auch ihm hat sich der Zeitgeist verwischt, und sein Denken geht nicht weiter als bis dahin, wo er vor sich den schmalen Waldweg sieht, der hügelig und hügelig in Windungen und Soagen geht. Der Sonnenglanz wird immer feuriger und als sie aus dem Wald herausstritten auf grünen Wiesengrund, der sich zum langen See hinunterzieht, zittern die Schatten der Akebierstämme in langen, dunklen Streifen zu ihren Füßen. Es geht auf den Abend zu, die Sonne ist am Untertauchen. Entfroren wird Käthe's Glied die Uhr aus dem Gürtel gleiten, doch er hält ihr die Hand zurück. —

„Einmal nicht nach Zeit und Stunde fragen. Tante Rietchen aus Zudenwalde wird schon nach dem Rechten sehen, und wir werden jetzt in Stumpenburg zu Abend essen, das haben wir uns rechtlich verdient.“

Vorwurfsvoll sieht sie ihn an. „Das haben Sie doch gewußt, daß der Weg so weit war.“

„Wir schien er so kurz wie ein schöner Traum. Und war's nicht schön?“

„Ja, das war's“, sagte sie und atmet tief.

Wie's ihnen schmeckt, als sie dann in Stumpenburg bei ihrem Schmilz mit grünen Erbsen sitzen. Erst hatte Käthe's Eltern nur für belegte Brote getunnt, doch mit gewohntiger Gebärde zog er sein Portemouaire aus der Tasche und hielt's ihr geöffnet vor die Augen.

„Da — sehen Sie: noch sieben Mark und fünfunddreißig Pfennig von vorigem Monat Expanses, und das sollen wir nicht schmelzen dürfen!“

„Ja, dann freilich“, lächelte sie, gleichfalls ihr Geldbeutel hervorziehend — „da werb' ich denn auch mal appetitlich sein.“

„Oh — macht er nur, wie sie es so ablehnt, daß er für sie mitbedacht. Aber als sie ihr Schmilz vertikal haben, winkt er dem Kellner, fordert die Weinkarte, begreife mit dem Finger das Gewinzig und Käthe's Eltern's halb gefülltes Bierglas grüßlichleidend, sagt er, als vor ihnen auf dem Tisch die halbe gläserne Kupferberg Gold steht: „Das müssen Sie sich schon gefallen lassen. Mit etwas Besseren als einem normalen Bierrest möchte ich doch mit Ihnen auf den heutigen Tag und auf ein Wiedersehen anstoßen.“

Sie widersteht sich nicht, nimmt das gefüllte Glas, das er ihr bietet, steht ihn an, wie er sie ansieht, und Auge in Auge trinken beide.

Er hat sein Glas geleert, in dem ihren ist noch ein leises

schäumender Rest, in den Blick sie hinein und sagt: „Wartet erster Zeit.“

Nudolf Müllenhoff blüht auf ihre Lippen, die noch vom Schaum feucht sind.

Erster Zeit — und erster Kuß. Sie braucht's erst nicht erst zu jagen.

„Räthe, liebe, liebe Räthe.“

Sie erschauert unter seiner leis räumenden Stimme und hebt mit unlässiger Hand das Glas mit dem Rest darinnen zum Mund empor. Doch bevor ihre Lippen es noch berühren, haben sich die beiden dagegen geneigt, und er schließt aus, was noch von ihrem ersten Zelttrunk übrigblieb.

Da fühlte sie, wie es sich gleich heißer, betäubender Flut über sie zu ergießen beginnt, und angitvoll springt sie auf, blickt um sich, über die Menschenmenge hinweg, die Kopf an Kopf sich um die Gartentische drängt, läßt die Augen wie in verortem Suchen über die weite Wasserfläche des Langen Sees hinströmen, sieht im schwimmenden Purpur der Abendröte die dunkle Rauchwolke, die dem Schlot des Dampfers entweicht, der von Schwandau herüberkommt und ruft, mit der bebenden Hand hinaus deutend: „Dort kommt unser Schiff.“

Wortlos nickt er und steht auf. Um das, was in der dunklen Fläche zurückbleibt, kümmert er sich nicht. Welche Lust den Rellner daran göttlich tun. Erster Trunk — darin lag die Köstlichkeit. —

Und dann sind sie wieder auf dem Dampfer, haben auf dem Oberdeck noch glücklich zwei Plätze erobert und sitzen, von beiden Seiten dicht aneinander gedrängt, das heiße Blut pulsiert, obwohl sie mit gefalteten Gliedern daliegen und selbst den Atem auf den selbstglühenden Lippen zurückhält.

Wann ihre Reden sich keine Hand vor und legt sich lauft und weicht in ihre, die im Schloß ruht.

„Liebe, liebe Käthe“, flüstert er noch einmal.

Ruhen können gaulst das Abenddämmern, gaulst das Glück und ruht in das leis glühende, stämpelnde Geschick des Schiffes, das mit seinen Schaulen die Wasserbahn durchschneidet.

„Warten — weil, die in Treue ihres Glückes warten.“

Waher, heimlicher drückt seine Hand die ihre, und gegen seine Schulten lehnt sich ganz leicht ihr Kopf.

Sie wollen es nicht, als der Dampfer in Treptow anlegt. Von dem Schwall der Aussteigenden gehoben, gehen sie am Land, zu dem Rundplatz an der Chaussee hinüber, wo die Straßenbahnen halten. Bevor sie den beleuchteten Platz noch völlig erreicht haben, bleibt Käthe's Eltern stehen und sagt: „Hier wollen wir Abschied nehmen.“

„Abschied — das Wort packt ihn wie eine Faust, die aus verträumtem Schlummer jählings wachtrüttelt.“

„Aber selbstverständlich bring' ich Sie nach Haus!“ ruft er ungeläch.

„Nein“, sagt sie nur. — „Hier wollen wir uns bedewohnte lagern.“

Ihre Stimme klingt ruhig, aber ihre Lippen sind blaß, und in seinen Augen ist ein Ausdruck, als wäre ein sonnenseller Tag zu Ende, und was nun kam, lag in Nacht und Dunkelheit.

Ihm würgt es an der Kehle. Er findet kein Abschiedswort, und er kann diesen Ausdruck nicht in ihre Augen sehen. Was soll er ihr denn sagen? Was möchte er ihr sagen, wenn er ein erschütterter Keul wäre? Daß alles nun ein Spiel geworden und daß sie das Spiel nicht gar so ernsthaft nehmen

### Partie Nr. 229.

**Waisstein. — Romanowsky.**

1. e2-e4 27-e5  
2. Sg1-f3 28-d6  
3. Sbl-e3 29-g6-f6  
4. Lf1-b5 30-d7-d6  
5. 0-0 31-Lg8-e7  
6. d2-d4 32-d8-d7  
7. Sd3-d4: 33-Lc8-d7  
8. Tf1-e1 34-0-0  
9. Lb5-f1 35-Tf8-e8

Die beste Fortsetzung ist hier: 10. Sc3-e2 Lf7-f8 11. Se2-g3 12. Lf7-f8 13. Lf7-g6 14. Lf7-g6 15. Dd4-g7+ Kg8-g7 16. Sc3-e4 Kg7-f8 17. Lh2-f6 Dd8-c8 18. Lf6-g5 Ld6-f6 19. Sg6+Kg7 und der Angriff ist zu Ende.

Ein Fehler, der von Schwarz nicht ausgenutzt wird, richtig von Sc3-e2 nebst Dd2 und e2-e4. Nam aber kann Schwarz einen Bauern gewinnen: Sc5-d4: 14. Dd2-e4: Sg6-e4. Das Dammasier, das Schwarz beforderte, ist nicht gesund: 15. Dd4-g7+ Kg8-g7: 16. Sc3-e4: Kg7-f8 17. Lh2-f6 Dd8-c8 18. Lf6-g5 Ld6-f6 19. Sg6+Kg7 und der Angriff ist zu Ende.

13. . . c 31g-h5  
14. Sd3-e2 Sc6-g5  
15. c5-e4 a7-a6  
16. S h5 zu vernehmen. Jetzt droht c7-c S und Sc5-f3+  
17. Se2-g3 Dh5-h4  
18. Sg5-h5: Dh4-h5:  
19. Sc5-e2 Ld7-e6  
S L-d3? 19. Lh2-g7: Sd3-e1:  
20. 19g7-d4. Dh5-h4  
21. Lh2-g7: Sd3-e1:  
21. Ld4-l2  
21. Ld4-l2  
21. Ld4-l2

Le3: Sd3+ 24. g1 Td3! und gewinnt.  
21. . . Lg7-h6  
22. Dd2-c2 Lh6-f4  
23. d4-f5 Td3-1d1  
24. f5-g6:  
Für seine Qualität wird Weiß sofort bestraft. Weiler war Lf1-e2.  
24. . . Lc6-f3;  
25. g6-h7+ Kg8-h8  
26. Lf1-e2 Sc5-g4!  
27. Lf2-d4+ Lf4-e5  
28. Ld4-e5+ d6-e5;  
29. Le2-f3: Dh4-h2+  
30. Kg1-f1 Tf6-f3-  
31. g2-f3: Dh2-c2;  
32. f3-g4: Ta8-f8+  
33. Sg3-f5 Dc2-h7  
34. Tf1-d1 Td2-h3+  
35. Kf1-e1 Dh3-g4!  
36. Sf5-e3 Dd4-g1+  
37. Ke1-e2 Dg1-f2+  
Anliegen.

**Endspiel von F. Amelung.**

Stellung: 1. Dc7-c5+ Kd2d1. 2. Dd4+ Kd1. 3. Dc3+ Kf2. 4. Kf4 Kgl+ 5. Lf3. Df2 6. Da1+ Df1 7. Dg7+ u. gew. 5. . . Kh2 6. Dh2+ Kc2 1. . . Kh2 2. Dd4+ Kc2 5. Ld5+ Kc1. Da3+ etc.

Weiß zieht und gewinnt.

**Schachmizellen.**

Zu leicht für hohes Ziel, zum Heinertrieb zu streng! So spricht vom Königsspiel gedankenlos die Menge. Doch das Gedankenspielt der Menschheit mühte kein sein, Sollt' aller Inbegriff nur Nutzenzweck sein! Und wär es kein Gewinn, das eine zu erkennen, In heiteren Sinn sich von der Welt entfernen, Und nicht von ihr bedrängt, hoch über allen Schranken Zu leben umbeugt im Reiche der Gedanken?

Max Grube.

Bestimmt ist Schach ein schönes Spiel Nur simple nicht dabei zu viel, Zerkreuzung sei's nur sicherlich; Denn nötig brauchen un wir's nicht.

Franz Friedberg.

Das Schachspiel ist wie ein Kartotikum; in seltenen Dosen wohltätig, in häufigen verderblich.

Prof. Dr. L. Landau.

Rocher, die Pädagogen Reichsleiter, Ziehen u. a. m. Der vierte Band umfaßt den wirtschaftlichen Wiederaufbau. Die Verschuldung Deutschlands, an deren Darstellung u. a. die Nationalökonominnen Erlon und Diehl, die Minister Rheinbold und Südekum, der bedeutende Otto Schwarz vom Preussischen Finanzministerium beteiligt sind, führt zur Darstellung der direkten und indirekten Steuern, Zölle und Monopole. Hier finden wir Beiträge der Nationalökonominnen Köhler, Heberg, Weber, der Präsidenten des Reichsfinanzhofes Struß und Klop. Die Ubergangswirtschaft wird geschilbert von den Unterrichtsreferenten Müllendorf, Hirsch u. a., die Bodenfrage in Stadt und Land von Sering, Brinkmann, Pohle, Damajste u. a., Industrie und Handel schildern neben Gelehrten wie Brentano, Sarns, Piepmann, Grunzel auch Fachleute wie Direktor Berner von den Siemenswerken. Ueber Sozialisierung schreiben die Professoren Wilbrandt und Wones, ferner Otto Hue u. a. Ueber Verkehrsweisen Generaldirektor Seinen von Norddeutschen Lloyd, der Reichsverkehrsmittler Dr. Bell u. a. Ueber Arbeiterkassen und Mittelklasse Feins Potthoff, der Sanitätsdirektor Rocher, die Nationalökonominnen Bierstorf, v. Schanz, Günther usw. Die Gesamtheit aller der schwierigen und hochbedeutenden Probleme gelangt hier zur Eörderung. Den Schluß bildet ein Aufsatz von Geheimrat Sering über Deutschlands Zukunft.

Insgesamt haben mehr als 170 Mitarbeiter die Bauweise zu dem großen Wert beigetragen. Die ersten und besten Köpfe des Reiches: Politiker und Diplomaten, Gelehrte und Praxiker, Beamte und Militärs. Eine Fülle von Wissen und Arbeiten ist vereinigt, um diesen Querschnitt unseres politischen kulturellen Wirkens und Strebens aufzuzeigen. So bildet das Urteil höchster Instanz über die Grundlagen, Aufgaben und Ziele unseres Gemeinschaftslebens. So ist es ein Führer allen denen, die in Fragen der Politik redlichen und unbedingten Aufschluß fordern, um ihr Verständnis für Staat und Gesellschaft zu vertiefen, und Deutschland, das aus tiefen Wunden blutet, kann sich nur dann aus der Anarchie befreien, wenn jeder Deutsche politisch denken lernt. — Das große Werk ist hervorragend gut ausgestattet und macht dem Verlag alle Ehre.

Victor Fleischer, Der Sammler. E. B. Tal u. Co., Verlag, Leipzig, Wien, Zürich.

Victor Fleischer gelang hier eine bis ins Größte reichende Novelle, die, aus einem kleinen Bezirk des Alltagsmenschen stammend, sich zur großgeschauenen Perspektive erhebt und die der Liebhaber echter Kunst mit Freude begrüßen wird, ungefähr wie einen in allen Details sorgsam und liebevoll ausgeführten Stich. Oscar Pastes prachtvolle und der Dichtung adäquate Zeichnungen steigern des Dichters Erzählertum ins Dämonische.

Zu beziehen durch die  
**Boethe-Buchhandlung** Halle a. S., Nr. Ulrichstr. 63  
Telefon 4520.

**Schach.**  
Aufgabe Nr. 2268.  
Johann Raubert, Berlin.

Wei: Kg8 Ld5 e6 Sg6 Bf5 f7 h6.  
Schwarz: Kd8 Lf8 Be7 f6 g7.  
Weiß zieht und legt in drei Zügen matt.

(7-5)



fall? — Müste er das wüßlich? Und wäre das die Christi-  
heit? Und war der Ruf etwa kein ehrlicher gewesen, weil  
sie ihm ehrlich gefiel? Und taß ihn nicht etwa leid, daß  
jezt der Abschied sein müßte? Wenn nur in ihren Augen  
nicht dieses Warten wäre — so ein Warten, das er ihr das  
Nächste angedeutet, womit sie im Dunkeln ihren Weg weiter-  
führte:

Sinein in den Schatten des Baumes, neben dem sie ste-  
hen, hat er sie lächlings gezogen und läßt sie zärtlich auf die  
Augen. Nicht noch einmal auf den Mund, nur auf die Augen,  
daß er darinnen nicht mehr das Warten sah. Und dann  
flüsterte er:

„Auf Wiedersehen, Käthe. Liebe — liebe Käthe — auf  
Wiedersehen!“

Und dann steht sie allein. Mit elender Hast ist er davon-  
gegangen, wie einer, der die Fülle des Gefühls nicht mehr  
zu meistern weiß. Sie aber steht mit geschlossenen Augen,  
fühlt auf den Werten seine Lippen, und im Herzen läßt und  
weint ihr sein: „Auf Wiedersehen!“

„Nun, glücklich wieder von der Reise zurück?“ hatte der  
alte Buchhalter gefragt, als Rudolf Müllenhof am andern  
Morgen wieder in seinem Kontor erschienen war. Und der  
junge Chef hatte genickt und gelacht in der gleichen, heimlich  
aufgeregten Art, mit der er in aller Tagesfrühe die Einfahrt  
zu seinem Bestium durchschritt und suchend, forschend, fast  
wie ein Fremdgewordener sich ringsum geschaut, als sei er  
jahrrelang und nicht nur einen Monat fortgewesen.

„Bier Wochen ein länger nicht! Gält id det gewuht,  
hätt id jewollt, Se war'n ercht ja nicht bei mich in-  
zogen?“, hatte heute morgen am Engländer Frau Hulda ge-  
sagt und ihrem schwebenden Mieter die Hand fast aus  
dem Gekel geschüttelt. „Die Stube dim id ja weder los —  
ener von de Spartaßte hat sie beniet. Aber wat id mir  
davor loofst!“ Und sie hatte vor Abschiedsammer geheult  
wie ein Schloßhund.

Und er — weiß Gott, er hätte am liebsten den Dienst-  
mann von der Treppe zurückgerufen, daß er seinen Koffer  
wieder auf den Spinnatzen, rosenburkranten Kaminher-  
schepf niederlegte, und wäre heut wie alle Tage voll Pünk-  
lichkeit und Pflichttreue hingekitt zu Heinrich Brämmeimann  
— wenn dort auf seinem Drehstuhl heut nicht ein anderer  
säße.

Ob's die Erinnerung an diesen Drehstuhl war, daß  
Rudolf Müllenhof im weiteren Verlauf des Vormittags in  
seinem eleganten Privatkontor plötzlich den weichen Klub-  
stuhl vor seinem Arbeitspult beiseite rief, sich einen Rohr-  
stuhl nahm und auf den niederstehend die eingelassene Mörse  
genopft und die Rechnungsbücher, die er sich bringen ließ,  
einer eingehenden Prüfung zu unterziehen begann? So  
ganz verließ war er in diese Beschäftigung, daß er nicht ge-  
wahrt wurde, wie einer draußen über den Hof daherkam und  
ein wenig leidend von dem Kontorfenster Posto saßend, sein  
kifriges Zun aufmerksam verfolgte. Erst als der Beobach-  
tende einen Schritt weiter vortrat, so daß seine breitschul-  
trige Gestalt einen Schatten durch die blauen Scheiben  
warf, wandte Rudolf Müllenhof, halb unbewußt, den Blick  
herum und war im nächsten Moment aufgegesprungen, die  
Fensterflügel weit geöffnet haltend. —  
(Fortsetzung folgt.)

## Der Tod an der Post.

Von  
J. Jung.

Als der Schloffer die Türe aufgebrochen hatte, ließ sie  
sich doch noch nicht öffnen. Ein harter Widerstand war noch  
zu spüren, der nicht etwa von einer Sicherungsfeste aus-  
ging. Aber der Portier und der Polizeikommissar halfen  
schleichen und dem Druck der drei Männer wich endlich das  
Hindernis. Ein unbefeharbarer Berg von Briefen hatte  
sich hinter der Türe angehäuft und riefelte nun den Ein-  
bringenden entgegen. Darunter zeichnete sich deutlich ein  
menschlicher Körper ab. Mit harter Sand griff der Beamte  
danach und zog die Leiche des gewesenen Rentier Heinrich  
Meyer in das kümmerliche Gastloch der Treppe. Denn Rentier  
Heinrich Meyer war tot, das sah sogar der Portier, der ae-

wiß nichts davon verstand. Er begann sogar schon leich-  
zu verwelen. Denn seit acht Tagen hatte man nichts mehr  
von ihm gesehen und deshalb die Polizei benachrichtigt.  
Acht Tage war er wohl schon tot, das bekommt selbst  
einem, der behaglich von seinen Renten lebt, schlecht.

Während der Tote dalag und die drei Männer sich in  
ihrer Art über den Fall philosophisch äußerten, kam der  
Briefträger und brachte einen Stroh Briefe, den er bei  
Heinrich Meyer abgeben wollte. Als er hörte, daß Heinrich  
Meyer tot sei, kehrte er betäubt um. „Schade“, meinte  
er, er war mein bester Kunde. Mit jede Post ein halbes  
Hundert Briefe.“ Dann ging er und klempte auf alle  
Briefe „Adressat verstorben“. Denn selbst der Tod endete  
die Mühen der Post nicht.

Heinrich Meyer aber war an der Post gestorben. Das  
ist kein Druckschmerz. Die Post, nicht die Post war an  
Heinrich Meyers Unglück und Tode schuld. Nicht die deut-  
sche, um allen Mißverständnissen von vornherein die  
Spitze abzubrechen, sondern die italienische, das darf jetzt  
verraten werden. Der die Geschichte spielt in der Zeit, wo  
wir noch auf friedlichem Fuße lebten, und wenn die Ge-  
schichte vom Tode Heinrich Meyers dort früher bekannt  
worden wäre, hätte man in ihrer Verbreitung eine Unfreund-  
lichkeit gegen die betreffende Staatsanrichtung erblickt und  
deshalb die Kriegspartei früher siegen können. Ubrigens war  
die italienische Post nur mittelbar an dem Tode Heinrich  
Meyers schuld, denn letzten Endes hatte er sich selbst durch Gift  
ins Jenseits befördert. So kann auch Deutschland seine  
Ansprüche erheben, weil es einen Bürger weniger hat. . . .  
Ueberdies war Heinrich Meyer schon zu Lebzeiten aus allen  
militärischen Ämtern ausgeschieden und verdiente somit nur  
ein untergeordnetes Staatsinteresse. Denn seine Renten über-  
leben ihn und bringen weitere Steuern.

Um jedoch die Geschichte abzukürzen, wollen wir dem  
Toten selbst das Wort lassen, was nicht weiter wunderbar  
erscheinen darf, denn Heinrich Meyer hatte als ordentlicher  
Mann sein Schicksal zu Papier gebracht und in einem  
Schreiben auf seinem Bulte niedergelegt, wo es die Polizei  
mit gewohntem Scharfsinn eruierte.

Nachdem sich Herr Meyer bei allen, denen er durch sein  
Abbleiben Unbequemlichkeiten verursachen würde, gebührend ent-  
schuldigt hatte, hat er an:

„Der Traum meines Lebens war gewesen, mit meiner  
damals noch geliebten Frau Eulalia, geborene Schippte ein-  
mal eine Reise nach Rom zu machen. Das war endlich in  
diesem Frühjahr zur Erfüllung gelangt. Wir reisten ge-  
sund hin und kehrten gesund heim, wie Tausend  
andere es auch machen mögen. Aber in dem Lande  
meiner Sehnsucht traf ich einen alten Schulfreund,  
der mir den Rat gab, meine Briefe nicht anders als post-  
lagernd zu beordern. Der Mann meinte es gewiß gut mit  
mir, und daß er damit den Anstoß zu meinem Unglück und  
schließlich zu meinem Tode geben würde, ahnte er nicht. Ich  
tat, wie er mir angebot, denn ich hatte wenig Lust,  
meine Briefe der Gnade oder Ungnade einer weissen Post-  
tragers zu überlassen. Mein täglicher Weg zur Post brachte  
mir denn auch regelmäßig meine Zuschriften, öfters aber  
die Reizung des Schalterbeamten, der, als er merkte, daß  
ich ein Deutscher sei, sich stets angelegentlich nach dem Be-  
finden unseres Kaisers erkundigte. Damals gab es noch Länder,  
wo man tat, als ließe man uns. Ich wurde bald vor allen  
anderen bedient, und täglich verstand der dortige Stephans-  
jünger, meinen einfach. Namen in einer anderen Form aus-  
zusprechen. Als ich schließlich gerührt von ihm Abschied  
nehmen mußte, legte ich ihm die Nachsendung aller Briefe  
aus Herz und schloß meine Bitte mit einem kräftigen Hände-  
druck. Auch vertraute ich ihm einen Stempel an mit dem  
Nachsendevermerk und der einen halben Meter langen Ad-  
resse, die ich dank dem bei uns herrschenden Ahenlunt und  
der von mir bewohnten Straße zu führen genötigt bin. Ich  
wollte einer Nachschickbedingung jede Ausrede abspornen.“

Ich ahnte damals noch nichts. Weiter zog ich in mein  
kühnwohntes Heim und dachte, stille Tage an der Seite  
meiner treuen Eulalia zu verleben. Aber es kam anders.  
Denn zwischen die Briefe, die mir nachgeschickt wurden,  
begannen sich falsche zu mengen. Mit meiner angeborenen

Gewissenhaftigkeit sandte ich sie zurück, nach einiger Zeit  
trafen sie wieder bei mir ein, mit neuem Vermerk, immer  
meinem unlesigen Stempel. Die Sache brachte einige Ab-  
wechslung in mein Leben, ich bekam eine mir ungewohnte,  
aber unabweisliche Arbeit und setzte nicht über Geduld.

Doch da erschien eines Tages auch ein Brief an Eulalia  
Meyer mit dem Nachsendevermerk. Es war eine wie mit  
schien, wenig vertrauenerweckende Hand. Erst glaubte ich  
an eine jener Vorwühlungen, aber dem stand der wirklich  
einzigartige Name Eulalia gegenüber. Schwere Verdacht  
stieg in mir auf. Meine gute Frau hatte zwar nach meiner  
Ablehnung wenig Verfährerisches oder gar Unverleugertes an  
sich, aber wer weiß, die stillen Wasser sind die tiefsten!  
Es erbrach ich unter Nichtbeachtung des Postgeheimnisses  
den Brief. Ein Bild flatterte mir entgegen, einen Jüng-  
ling darstellend, der entschieden bleich und verbredertisch aus-  
sah mit einer Tolle und einem verwagten Blick, so recht, wie  
er in Romanen älteren Franzen gefährlich werden kann. Im  
Leben schien er mir eher seinem Beruf nach ein junger Mann in  
einem Seidenwarengeschäft zu sein.

Ein Brief war dem angehängt in französischer Sprache,  
deren ich nicht übermäßig mächtig bin. Am Kopfe  
trug der Bogen ein prächtiges Wappen. Ich war sofort  
überzeugt, daß es falsch sei. Nach längerem Studium begriff  
ich folgenden Inhalt: Albert, so hieß der Schreiber, dazte  
meine Eulalia, bezog sich unverblümt auf früher genossene  
Lustbeziehung und beanspruchte die Hilfe seiner eifrigsten  
entfronten oder abgeblühen Dufinea als He.ratsvermittlerin.  
Daß aber Eulalia, die Empfängerin eine Deutsche sein müsse,  
das bewies die Unterschrift: dein klein Rik Albert. Die  
Verurteilung hatte den Anaben in stillen Wonnestunden so ge-  
nannt und nun erinnerte er sie daran bei seinem wenig schönen  
Streben.

Zwar glaubte ich nicht ernsthaft an die Schuld meiner  
Frau, aber immerhin, man wird vorsichtig und so trat  
ich denn mit Donnerblitz vor sie, warf mit einer eines  
Hochhauspielers würdigen Bewegung den Brief in ihren  
Schoss. Sie erschrak — Frauen haben immer ein schlechtes  
Gewissen — las, verstand nichts, las wieder und drehte den  
Spiel um. Ich bekam einen Sad Vorwürfe über meinen  
Mangel an Anstandsgefühl und so weiter und so weiter, und  
das Ende vom Liede war, daß wir uns wirklich trennten.  
Sie ließ heulend nach ihrer Mama, die bereits  
seit zwanzig Jahren der ihre Rasen dedte, warunte  
alle Schaltensteilen unserer langen Ehe auf und ging. Gestern  
erfuhr ich die Klage auf Ehereinigung wegen grober Ver-  
letzung meiner ehelichen Pflichten. Doch das wäre nicht der  
alleinige Grund für mich gewesen, meinen Leben ein Ende  
zu bereiten. Es war nur der Tropfen, der das Wellmeer  
von Unmöglichkeit meines Seins zum Ueberlaufen brachte.  
Denn die Zeit der Unbewußtheit, die nach ihrem Fortgang  
eingetreten war, hätte schon sein können, wenn nicht mein  
Freund auf der italienischen Hauptpost gewesen wäre.

Mit dem Maße, wie mein Bild in seinem Herzen zu ver-  
blasen begann, verwißte sich auch die Form meines Namens.  
Ich erhielt allmählich sämtlich postlagernde Sendungen, die  
dort eintrafen und an irgend einen Meer, Kaiser, Mail,  
Meer, Mail, sogar Meer, Meyer oder ähnlich heisende  
Herren gerichtet waren. Gerade zu jener Zeit mußte die  
Angehörigen meiner weitverbreiteten Familie sich durch  
Jugalen besonders angezogen gefühlt haben, denn die Briefe  
schwollen zu Bergen an. Doch nicht nur die Korrespondenz  
aller Meyer bekam ich, sondern auch die aller Meyerinnen,  
obgleich Eulalias nie mehr darunter waren. Ich bemerkte  
in allen Weltsprachen beim dortigen Postamt, es half nichts.  
Ich wandte mich um Vermittlung an unsere diplomatische  
Vertretung. Mein Schalterbeamte hatte die Bequemlichkeit  
des Verfahrens ergriffen. Jeder Brief mit auch nur an-  
flingenden Namen bekam den Stempel und lag nach ein paar  
Tagen unweigerlich in meinem Korridor. Gegen die Faul-  
heit, die die Möglichkeit gefunden hat, eifrig zu ergehen,  
ließ ich bemitleidlich nichts. Schließlich bekam ich den Namen  
meines Verlegers heraus und ließ ihn eben fertiger senden  
Brief. Vergeblich. Ich wurde auf den gleichen Wege grab.  
Da kam der Brief zurück mit dem Vermerk: „Empfänger  
verstorben!“

Ich freute mich in schändlicher Weise. Nun würde die  
Einflut ihr Ende finden. Aber die Meierbriefe liefen  
weiter ein. Der Stempel war dem Guten nicht ins Grab  
gefolgt wie ein braues Schlafrohr, sondern zum Inventar des  
dortigen Postamtes geworden und arbeitete selbstständig weiter.

Eine Zeitlang machte ich die Briefe auf um den Absender  
zu erforchen. Aber das folgte mir bald meine halben Ein-  
künfte, abgesehen von den Großbitten, die ich dafür erntete.  
Schließlich war ich drauf und dran, persönlich nach Rom zu  
fahren, um die Sache in Ordnung zu bringen.

Da kam der Krieg. Ich bin ein guter Patriot, aber in  
diesem Falle hätte ich Deutschland einen Feind mehr gewünscht,  
nur um diese Briefgeschäfte los zu werden. Denn leider  
lebten wir mit jenem Lande weiter in Frieden. Die Briefe  
kamen jezt nur etwas verspätet und von der Zensur geprüft  
bei mir an. Das führte dahin, daß die Polizei auf mich  
aufmerksam wurde. Aber so viele Briefe aus dem Ausland  
erhält, muß in Kriegszeiten verächtlich erscheinen. Welleicht  
gab einer der vielen Meyer gar eine staatsfeindliche Haltung  
angenommen. Denn heute erhielt ich gleichzeitig mit der  
Klage auf Scheidung auch eine Vorladung vor das Kriegs-  
gericht. Ich habe nie etwas mit den Gerichten zu tun gehabt.  
Die doppelte Bewildung meiner Person in Prozesse geht  
über meine Macht die Briefe tun genugsam unterpanteln können.  
Ich ziehe es vor, aus diesem Leben zu scheiden. Mögen meine  
Erben sich damit abfinden. Es heißt nicht umsonst: Nach  
mir die Einstul!

August Meyer, ehemaliger Rentier.“

## Literarisches.

Handbuch der Politik. III. gänzlich umgearbeitete Auflage.  
Herausgegeben v. Prof. A. Schäfers, Selbstverlag d. Dr. E. v. A.  
heimer, Berlin, Prof. Zellinetz, Heidelberg, Prof. v.  
Venz, Hamburg, Prof. v. Pfizl, Berlin, Prof. v.  
Schanz, Würzburg, Justizminister Schiffer, Berlin,  
Prof. Wach, Leipzig. Verlag Dr. Walter Rothchild,  
Berlin. 4 Bände.

Zum dritten Male wird das bekannte Handbuch der  
Politik neu angelegt. Die veränderte Weltordnung hat eine  
völlige Umgestaltung dieses Wertes erforderlich gemacht  
und seinen Umfang so vergrößert, daß der Stoff auf vier Bände an-  
gewachsen ist. Der erste Band ist wesentlich der theoretischen  
Grundlegung und der Zeit vor dem Kriege gewidmet. Unter  
den zahlreichen Bearbeitern nennen wir die Juristen An-  
schütz, Rahl, Köfler, Meinelsohn, Rathschold, Meinel,  
Stier-Somlo, Wach, die Staatswissenschaftler Diehl, Harms und  
Oppenheimer, ferner Venz, den Hamburger Historiker, Graf  
Bernstorff und die Minister Müller-Meiningen und Bredt.  
Im zweiten Bande werden zunächst die enstereiten und un-  
mittelbaren Kriegsverhältnisse durch unsere rambol'schen Historiker  
wie Dietrich Schaefer, Soeffel, Nachschütz, Meierberger u. a.  
aufgezeigt, dann schildern General v. Freytag-Loringhoven  
und eine Reihe hoher Offiziere aus dem Großen Ge-  
schichte der Admiralität, Graf Bernstorff, General v. Scheller-  
Sleinowatz, Ministerialdirektor Deutscher u. a. m. die  
militärische und politische Kriegsführung, die Staatsleiter  
v. Bismarck, Koeb, Dr. Streemann u. a. beschreiben die  
Wirtschaftsleben, Minister Henrich, der bekannte Born-  
reuther Rattner, Max Cohen, Raub u. a. die Revolution,  
der Völkerrechtsgelahrte Professor Meurer, Minister Haas,  
der Verfall: Delegierte v. Nischhofen, der Hamburger Reder  
Dr. Stubmann, die Minister v. Klein und Soutur in  
und Prag die Friedensbedingungen in ihren verschiedenen  
Auswirkungen. Zusammenhängende Gelehrte wie Bonn und  
Dibelius, der „Africaner“ Pöschel, General Hausdoffer, der  
Japanenser, erörtern die neue Weltverteilung. Im dritten  
Bande wird die politische Erneuerung, an deren Anfang wir  
stehen, in ihren Ursachen, inner- und außenpolitischen, sozialen  
und kulturellen Beziehungen dargestellt. Hier finden wir  
neben schon genannten Autoren die Juristen v. Blume, Zellinetz,  
Endemann, v. Pfizl, die Historiker v. Below (für die Nationale  
Volkspartei) und Goch (für die Demokratische Partei), die  
Parteiorganisator Dr. Pfeiffer (Zentrum) und Dr. Sypa (Volks-  
partei), Ministerpräsident Dr. Hirsch (Mehrheitspartei),  
Dittmann (L. S. P.), Gertrud Baumer, Oberst Meinhart im  
Reichswehrministerium Präsident Rath, Ministerdirektor